

## Wozu eigentlich

**3,2 Millionen deutsche Katholiken haben „schon ernsthaft daran gedacht, aus der Kirche auszutreten“. Solche Ergebnisse brachten vier von der Kirche finanzierte Umfragen.**

Selbst frommen Katholiken fällt zuallererst die Pille ein, wenn sie an ihren Papst denken.

Nichts stört die meisten katholischen Christen mehr an ihrer Kirche als deren „Einstellung zu Fragen der Empfängnisverhütung“.

Folge des Pillenverbots: „Die Autorität des Papstes, die man normalerweise dem Faktor Glaubensfragen zuordnen

mit etwa 5,4 Millionen Mark (größtenteils aus der Kirchensteuer) finanziert und gemeinsam mit dem Allensbacher Institut durchgeführt wurden:

- ▷ eine Total-Erhebung, die sich an alle deutschen Katholiken richtete und einschließlich Computer-Auswertung allein etwa 4,9 Millionen Mark kostete; von 21 Millionen Fragebögen wurden 4,4 Millionen zurückgeschickt;
- ▷ eine Repräsentativ-Umfrage zur Kontrolle mit denselben Fragen und 4500 Befragten;
- ▷ eine weitere Repräsentativ-Umfrage mit detaillierten Fragen und 4000 Befragten sowie
- ▷ eine Total-Erhebung unter allen deutschen Priestern: von 26 206

Gegen die Umfrage, die sich per Brief an alle deutschen Katholiken richtete, sprachen von vornherein methodische Bedenken. Nur ein Teil der katholischen Bundesbürger würde die Fragebögen zurückschicken. Und weil nicht zu klären sein würde, warum die meisten Formulare in den Papierkorb geworfen wurden, konnten die Ergebnisse nicht repräsentativ und deshalb wissenschaftlich kaum von Wert sein.

Hinzu kam, daß die Fragen, ausgearbeitet von Allensbacher Demoskopern unter tätiger Aufsicht eines kirchlichen „Lenkungsausschusses“, eher fromm als forsch waren. Wer etwa eine negative Ansicht über den Zölibat oder über das Pillenverbot Pauls VI. zum Ausdruck bringen wollte, fand dazu keine Gelegenheit. Durch möglichst positive Fragen („Was ist für Sie an der heiligen Messe besonders wichtig?“) wurde auf möglichst positive Antworten abgezielt. Schmidtchen räumt denn auch jetzt ein, daß die Total-Umfrage „ein für einen Sozialforscher ungewöhnlicher Gedanke“ sei und daß sie als „Instrument der innerkirchlichen Bewußtseinsbildung zu verstehen“ sei.

Wie wenig repräsentativ dementsprechend die Zahlen sind, ist Schmidtchens Forschungsbericht zu entnehmen: Es gaben an, jeden Sonntag zur Kirche zu gehen,

▷ 60,9 Prozent der Befragten bei der Brief-Umfrage, bei der die Bischöfe ganz offiziell als Auftraggeber fungierten;

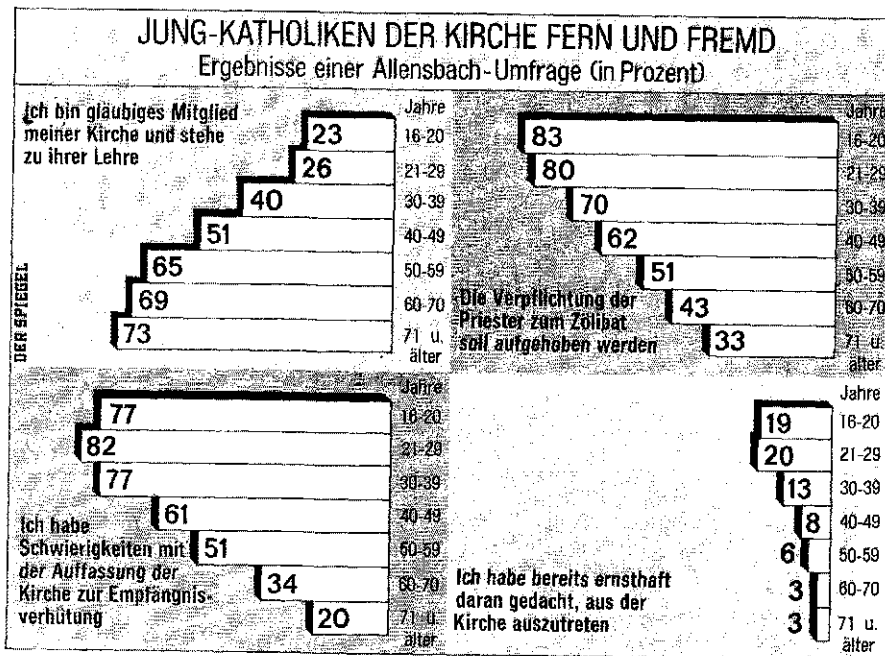
▷ 43,9 Prozent bei der sogenannten Kontroll-Umfrage, die dieselben Fragen hatte und ihren kirchlichen Ursprung auch nicht verbergen konnte;

▷ 35,6 Prozent bei der dritten Umfrage, bei der die Bischöfe dem Allensbacher Institut mehr Freiheit für kritische Fragen gelassen hatten;

▷ 30,3 Prozent bei einer Mehrthemen-Umfrage, bei der es im übrigen nicht um religiöse Themen ging.

Zwar behauptet der Soziologe Schmidtchen gleichwohl, anhand der Total-Umfrage könne man „das Verhalten kleinster spezifischer Gruppen verfolgen, wobei die Ergebnisse zuverlässig bleiben“. Doch den Beweis bleibt er in seinem Forschungsbericht schuldig. Er beschränkt sich fast ganz auf die Auswertung der Umfrage, deren Fragen das Allensbacher Institut nahezu unabhängig vom kirchlichen Lenkungsausschuß formulieren durfte.

Die Ergebnisse sind dementsprechend aufschlußreich. Die meisten Katholiken wünschen sich eine andere Kirche, als sie besitzen. Daß sie für Gerechtigkeit sorgt, ist ihnen weit wichtiger, als daß sie Gottes Wort verkündet. Nur Religionsunterricht und die Unterhaltung von Kindergärten werden noch von der Mehrheit der Katholiken als Aufgabe ihrer Kirche akzeptiert.



würde, ist eindeutig in den Faktor Sexualität eingegliedert.“

So formulierte es der Soziologe und Sozialpsychologe Professor Gerhard Schmidtchen, 47 (Universität Zürich). Er schrieb einen Forschungsbericht „Zwischen Kirche und Gesellschaft“, der in der vergangenen Woche an die katholischen Spitzen in der Bundesrepublik verteilt wurde und demnächst auf dem katholischen Buchmarkt erscheint\*.

Forschungs-Gegenstand des Züricher Gelehrten, der seit langem eng mit dem Allensbacher Institut für Demoskopie zusammenarbeitet, ist nach seinen eigenen Worten „das größte religionssoziologische Projekt, das auf der Welt durchgeführt wurde“.

Gemeint sind vier Umfragen zwischen Mai 1970 und März 1971, die von den deutschen katholischen Bischöfen

Fragebögen wurden 20 055 zurückgeschickt.

Schmidtchens Analyse zeigt deutlicher noch als die bislang veröffentlichten Gesamtergebnisse, daß die meisten deutschen Katholiken anders denken, als die deutschen Bischöfe sich bei der Finanzierung der Umfragen erhofft hatten.

Der Züricher Professor bemühte sich darum, auf dem Weg über moderne Auswertungs-Techniken „gleichsam Bewegungsgesetze des Bewußtseins“ aufzudecken. So differenzierte er unter anderem nach Alter, Kirchengang und den eigenen Angaben der Befragten über ihre Glaubensstreue.

Für solche wissenschaftliche Arbeit erweisen sich allerdings die Total-Umfrage unter allen deutschen Katholiken und die dazugehörige Kontroll-Umfrage nahezu als nutzlos, an denen das Allensbacher Institut zwar gut verdient, mit denen es sich aber keine Verdienste erworben hat.

\* Gerhard Schmidtchen: „Zwischen Kirche und Gesellschaft“, Verlag Herder, Freiburg: XVI und 304 Seiten; 24 Mark.

Schmidtchen: „Die Kirche steht hier einem Säkularisierungsanspruch gegenüber, der Aufforderung zu einem weltlichen Engagement, gleichermaßen von Kirchentreuen und Kirchenfernen vorgebracht.“

Selbst als Trost-Spenderin hat die Kirche für die meisten Katholiken keine Funktion mehr. Daß die Kirche dafür geeignet ist, meinen 73 Prozent. Daß sie selbst jetzt oder je des Trostes bedürftig sind, glauben aber nur 28 Prozent. Ähnlich belanglos sind selbst zentrale Glaubensfragen geworden. Ob Christus von den Toten auferstanden ist, kommt nur für jeden siebenten Katholiken noch als Gesprächs-Thema in Betracht.

Und auf die Deutschen unter 30 können die katholischen Bischöfe fast gar keine Hoffnung mehr setzen. Jeder fünfte Jung-Katholik gab sogar an, daß er „schon ernsthaft daran gedacht hat, aus der Kirche auszutreten“.

Nimmt man die anderen Altersgruppen hinzu, so sind es insgesamt elf Prozent der Befragten, repräsentativ für 3,2 Millionen deutsche Katholiken, die den Kirchenaustritt schon erwogen haben. Unter Männern ist dieser Gedanke weiter verbreitet als unter Frauen, unter Katholiken mit Abitur populärer als unter denen mit Volksschulbildung. Meistgenannte Motive sind die Kirchensteuer und die Rückständigkeit der Kirche.

Schmidtchen über diese Katholiken: „Wenn alle Motive, die für eine Kirchenmitgliedschaft sprechen könnten, längst abgebaut worden sind, dann bleibt am Schluß so etwas stehen wie ein finanzielles Motiv. Man bezahlt Kirchensteuern — wozu eigentlich?“

## FERNSEHEN

### Heilige Einfalt

Die vierteilige Fernseh-Version des Unterhaltungsromans „Clochemerle“ ist eine Art „Komödienstadt“ à la française.

Kein Zweifel: Europa verbrüdernd sich. Nicht nur seine Vaterländer, nein, auch seine fernsten Flecken und verträumtesten Nester rücken näher, enger, einträchtiger zusammen — und das alles vollbringt die Television.

Sie ist die nährende Mutter nicht nur der europäischen Familien, sondern der Familie Europa schlechthin. Stolz blickt sie beim neckischen „Spiel ohne Grenzen“ auf Camillo Felgen aus Luxemburg, ihren liebsten Sohn, wohlgefällig aber auch auf Horst Jaedicke, den Fernsehregisseur des Südfunks Stuttgart.

Mit Recht. Ihm nämlich gebührt der Ruhm, das von Saft und Kraft und derbem Urväter-Humor genährte, von heimatlichen Schollenschwaden durchdampfte, vom kleinen Glück im Winkel erfüllte Volksstück auf EWG-Ebene erhoben zu haben: Sein SDR zeigt uns in diesen Wochen vier Folgen lang „Clo-

chemerle“, jenen „Fröhlichen Weinberg“ à la française.

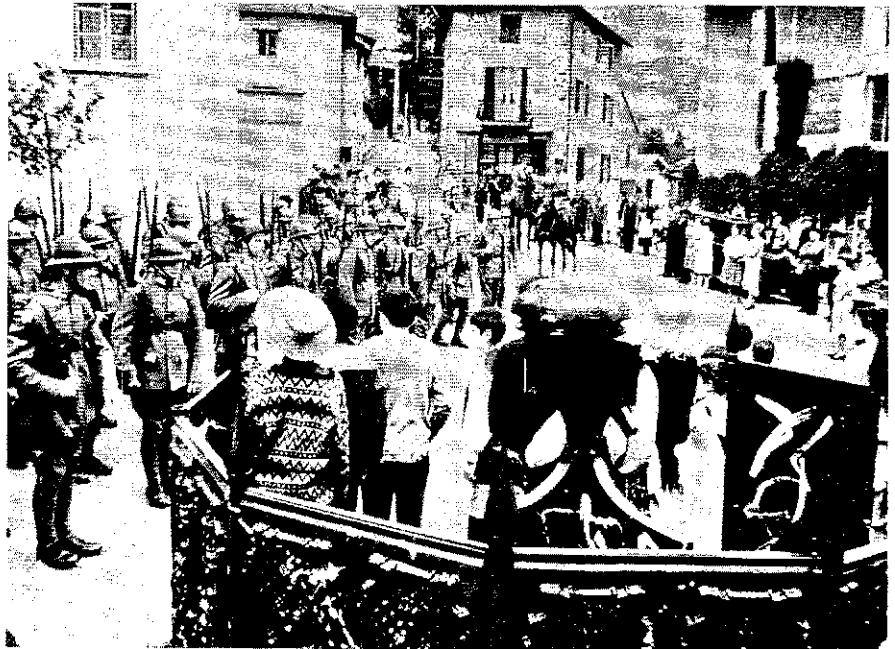
„Clochemerle“ ist ein 1934 publiziertes und seither weltnotorisches Romanwerk des Franzosen Gabriel Chevallier, das in den zwanziger Jahren im fiktiven Weinstädtchen Clochemerle (Beaujolais) spielt.

Es gibt Leute, die „Clochemerle“ gern mit dem italienischen „Don Camillo und Peppone“ vergleichen, aber das ist falsch. Denn ein zweifelsfrei gallischer Dunsthauch vom großen Rabelais, wenn auch nur ein ganz schwacher und fader, weht durch dieses Schmunzelbuch von der menschlichen Notdurft. Mit anderen Worten: Es riecht nach Urin, ja es muß nach Urin riechen, hat doch der Autor, sehr zum handlungstragenden Ärgernis seiner Figuren, in den Zirkelpunkt des Romans eines von diesen blechern Pissoiros gestellt, vor denen noch

Fernsehpublikum sein „Clochemerle“ verdankt. Denn mit wem wohl kooperiert eine deutsche Produktionsgesellschaft, wenn sie einen urfranzösischen Stoff verfilmen, wenn sie die Charakterköpfe von Weinbauern aus dem Beaujolais treffend ins Bild bringen will? Sie kooperiert mit den Engländern von der BBC.

Die Engländer, so offenbar dachten die Deutschen, sind die besten Franzosen. Man braucht sie nur ein wenig aus ihrer insular-introvertierten Reserve zu locken und ihnen Baskenmützen auf den Kopf zu setzen, und schon haben sie das bekannte frivole-französische Olala-Zwinkern im Auge.

Dennoch, irgend etwas stimmt nicht mit diesem deutsch-englisch-französischen „Clochemerle“. Wie, zum Beispiel, kommt es bloß, daß man den pfif-



Fernsehfilm „Clochemerle“: Engländer sind die besten Franzosen

jeder Touristen-Novize verlegen grinsend gemurmelt hat: „Typisch französisch.“

Typisch französisch ist überhaupt alles in Clochemerle. Monsieur le Curé, der's mit der Haushälterin treibt; die schöne Judith, die nach französischer Hausfrauenart ihrem ahnungslosen Ehetrottel Hörner aufsetzt; die vertrocknete alte Jungfer Justine; der radikal republikanische Lehrer Tafardel; die fast noch immer pikante Madame la Baronne, die einst die Männer so liebte und jetzt im Schoß der Kirche Frieden findet — sind sie nicht allesamt französische Folklore und dennoch, dennoch! in einem höheren Sinn auch wieder so artverwandt ihren oberbayrischen Vettern vom „Komödienstadt“, ihren niederdeutschen Basen vom „Ohnsorg-Theater“?

Welch heilige Einfalt! Und welch denkwürdige Dreifaltigkeit, der das

figen Bürgermeister Piéchut sofort mit einem pensionierten Oberst bei Agatha Christie in Verbindung bringt? Daß der Republikaner Tafardel mit seinem Nickelkneifer und seinem Panamahut aussieht wie Dirk Bogarde im „Tod in Venedig“?

Da nützt es auch kaum noch, daß wenigstens der Erzähler des albernen Begleittextes unüberhörbar der Großen Nation entstammt — etwas typisch Englisches dringt aus dem Mattscheiben-Clochemerle auf den deutschen Zuschauer ein. Schon stellt er das Bier beiseite und verlangt nach Tee. Schon verändern sich ganz allmählich auch seine Gesichtszüge; sie werden starrer, sie werden unbeweglich. Bis er dann, ganz plötzlich, das tut, was jeder Engländer in jedem echten Volksstück zu tun hat: Er nimmt die Pfeife aus dem Mund und gähnt.